

Hermann-Josef Frisch

Nicht Kirchenschafe, sondern Mutchristen

Was der Kirche guttut

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2014 Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Umschlagabbildung und Seite 5: Ulrich Wörner, Gundelsheim-Obergriesbach,
www.UliCartoons.de
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-0547-2 (Print)
ISBN 978-3-8436-0548-9 (eBook)



Ein Schaf! Der Theologe und Naturwissenschaftler *Konrad von Megenberg* (1309–1374) schreibt in seinem »Buch der Natur«: »daz schâf hât minner vernunft dann andren tier.« Und in der Tat – das Schaf gilt als Inbegriff für Feigheit und Dummheit. Selbst der Zoologe *Alfred Brehm* (1829–1884, »Brehms Tierleben«) schreibt: »Die Furchtsamkeit des Schafes ist lächerlich, seine Feigheit erbärmlich. Jedes unbekannte Geräusch macht die Herde stutzig. Blitz und Donner und Sturm bringen sie gänzlich aus der Fassung.« Und der Volksmund sagt von einer richtig einfachen Sache: »Das merkt selbst ein Schaf!« Das Schaf also dumm, ängstlich, dem Herdentrieb folgend, wie die große Masse reagierend, ein Mitläufer ohne Individualität, ohne Mut und Lernfähigkeit? Es gibt andere Stimmen: Der amerikanische Naturwissenschaftler *Juan Villalba* meint: »Wenn mit dumm die Unfähigkeit gemeint ist, aus Erfahrungen zu lernen, dann sind Schafe in keiner Weise dumm.« Also: Schafe können lernen, Neues entdecken, sich verändern. Wir werden sehen, was mit Schafen unter den Christinnen und Christen ist.

Hirtenbrief oder Herdenbrief

Von einem anderen Blickwinkel

»*Liebe Brüder im Amt*« – so begann Ende der 1960er Jahre, also unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils und mitten in der Aufbruchstimmung, die nach dem wegweisenden Konzil die Kirche prägte, ein von dem heute unbekanntem Autor Jochem Schmauch verfasster *Herdenbrief*, der karikierend die damals üblichen *Hirtenbriefe* der Bischöfe aufs Korn nahm. War es zu jener Zeit doch üblich, dass ein Bischof den Gläubigen seines Bistums oft mehrfach im Jahr einen Hirtenbrief schrieb, der in allen Gottesdiensten statt der Predigt verlesen werden musste. Meist ging es dabei um Glaubensfragen, aber oft auch um politische und gesellschaftliche Fragen bis hin zu den sogenannten »Wahlhirtenbriefen«, die vor einer Bundestagswahl den Gläubigen unverhohlen eine bestimmte Partei empfahlen und zugleich die anderen Parteien diskreditierten.

Die Briefliteratur im Neuen Testament, von Paulus und seinen Schülern, aber auch von anderen Autoren der ersten Christengenerationen verfasst, sind gleichsam das Modell solcher Hirtenbriefe: Dabei kann eine bestimmte Gemeinde unmittelbar angesprochen werden (etwa die Gemeinde in Korinth) oder diese Briefe sind Rundschreiben, die in den

Gemeinden des Anfangs verbreitet wurden (etwa der erste Petrusbrief, der an die Gemeinden in Kleinasien gerichtet ist). In den neutestamentlichen Briefen geht es um Grundfragen des Glaubens, am deutlichsten ausgearbeitet im Römerbrief des Paulus, aber auch um konkrete Fragen der jeweiligen Adressatengemeinde, etwa in den Korintherbriefen des Paulus um den Streit in der von ihm gegründeten Gemeinde.

Der erste bekannte Hirtenbrief der Neuzeit ist der des Erzbischofes von Mailand, Karl Borromäus (1538–1584), ein Reformator, der sich – durch die Reformation angestoßen – um eine menschenfreundliche Seelsorge und eine bessere Ausbildung der Priester bemühte. Seit dem 18. Jahrhundert gibt es Hirtenbriefe der Bischöfe auch in Deutschland. Meist handelt es sich dabei um eine Ermahnung zu Beginn der Fastenzeit (Fastenhirtenbrief), die zu Buße und Umkehr aufruft. Diese Texte werden in der Kirche als *oberhirtliche* Stellungnahmen verstanden, denen zu folgen jedes Kirchenmitglied verpflichtet ist. Hirtenworte zu Themen des Glaubens, aber auch zu Politik und Gesellschaft haben die Gestalt und das Leben der Kirche geprägt – dies besonders im Kulturkampf des 19. Jahrhunderts und auch wieder nach dem Zweiten Weltkrieg in der Aufbauphase der Bundesrepublik Deutschland. Das *Hirtenwort* der Bischöfe fand Gehör, ihm begegnete man mit Respekt, Ehrfurcht und Gehorsam.

Der zu Beginn erwähnte *Herdenbrief* nun bezieht sich auf diese Praxis bischöflicher Schreiben und auf den von der Deutschen Bischofskonferenz zu Beginn jeder Fastenzeit (Österliche Bußzeit) herausgegebenen Brief, der meist mit den Worten begann: »Hirtenbrief der in Fulda versammelten deutschen Bischöfe ... Wir stehen am Beginn der diesjährigen Fastenzeit ... Deshalb ermahnen wir euch ...«

Der Herdenbrief Ende der 1960er-Jahre versteht sich als Brief »der in Deutschland versammelten Katholiken an ihre in Fulda versammelten Bischöfe zu Beginn der Fastenzeit«. Karikierend und voller Ironie nimmt er die betuliche und frömmelnde Sprache der Bischofsbriefe aufs Korn. Von einigen Priestern wurde der Herdenbrief deshalb eine Woche vor dem Beginn der Fastenzeit und dem bischöflichen Fastenhirtenbrief verlesen – also am Karnevalssonntag. So hatten die aufmerksam hörenden Gemeinden durchaus etwas zu lachen – auf Kosten der Mächtigen in der Kirche, die nun nicht mehr als Exzellenzen und Eminenzen, sondern als »Brüder im Amt« angesprochen werden: »Deswegen ermahnen wir euch: Macht, dass die Stummen den Mächtigen dreinreden und die Lahmen Füße bekommen, weil die Blinden wieder sehen können ... Dann hat Er, der in den Himmeln wohnt, ... seine Freude daran. – Gegeben zu Deutschland, im Gedenken an den heiligen Bonifatius, der es verstand, anderen Beine zu machen. Für die Schafe – ein deutscher Katholik.«

Was diesen *Herdenbrief* auszeichnet, ist nicht nur seine humorvolle Sprache, die das manchmal weihrauchgeschwängerte Geschwafel mancher Kirchenoberen in aller Spitze aufs Korn nimmt. Was ihn auszeichnet, sind auch nicht allein seine wichtigen inhaltlichen Forderungen nach mehr Freiheit und mehr Gelassenheit im Umgang mit unterschiedlichen Lebensformen. Was ihn vor allem auszeichnet, ist sein Perspektivenwechsel, die veränderte Richtung, der andere *Blickwinkel*: Nicht mehr wie üblich in der Kirche geht es um einen Blick von oben (von den Kirchenoberen) nach unten (zum Kirchenvolk), nicht von oben (den Hirten) nach unten (auf die Schafe). Vielmehr nimmt sich der Verfasser heraus, von unten nach oben zu blicken – und er bezeich-

net dies in seinem Brief ausdrücklich als die Blickrichtung Gottes: »Er aber lacht, der in den Himmeln wohnt« (Psalm 2,4). Das Lachen Gottes gilt »keineswegs den Vergessenen und Benachteiligten, den Kurzgehaltenen und Ausgebeuteten«, sondern »den Beigeordneten des Bürgerschlafes«. Gott sieht also auf die Armen, die Kleinen, die Menschen ganz unten und zeigt sich solidarisch mit ihnen. Man könnte hinzufügen, dass diese Blickrichtung nach unten auch die Blickrichtung Jesu war, der »den Armen eine gute Nachricht bringt, den Gefangenen ihre Entlassung verkündet, den Blinden das Augenlicht schenkt, die Zerschlagenen in Freiheit setzt« (Lukas 4,18).

Von unten nach oben, vom Volk Gottes, wie es das Zweite Vatikanische Konzil als vorrangigen Grundbegriff von Kirche ausdrückte, zum Amt in der Kirche, zu denen, deren Beruf »Kirche in all ihren Facetten« ist – das ist das Neue dieses *Herdenbriefes*. Und das wurde durchaus als humorvoller, aber im Kern doch ernsthafter Sprengsatz verstanden. Damals, in der Aufbruchphase der Kirche nach dem Konzil, in dem neuen Leben, das sich in vielen Gemeinden zeigte, war dieser kritisch-produktive Blick von unten nach oben, vom Volk zum Amt eine Herausforderung, aber letztlich keine gefährliche Sache. Ob es heute noch oder wieder möglich wäre, solch einen Text, angepasst natürlich an unsere veränderte Zeit, im Gottesdienst zu verlesen – und nicht nur an Karneval?

Viel hat sich nämlich in den letzten fünfzig Jahren in der Kirche verändert und keineswegs zum Guten. Wo man sich damals – allerdings mit ziemlicher Mühe – miteinander als Volk Gottes empfand, wo Priester und Laien gemeinsam nach Veränderungen in der Kirche suchten, in den Gemeindestrukturen (etwa Pfarrgemeinderat), in den Diensten in

der Kirche (etwa Laienpastoralkräfte, Lektoren, Kommunionhelfer und viele mehr), im Gottesdienst (deutsche Sprache und neue Gottesdienstformen) und in der Verkündigung (etwa Katechese durch Laien), da scheint heute eher ein Weg zurück vor das Konzil programmiert. Wo damals ein Buch »Abschied von Hochwürden« (Josef Othmar Zöllner, 1969) durchaus zeitgemäß Klerikalismus und Standesdenken in der Kirche als überholt und dem Volk Gottes nicht gemäß bezeichnen konnte, da findet sich heute in der jüngeren Priestergeneration in Deutschland genau dies wieder. Leider machen sich vor allem unter den Jüngeren klerikales Unterscheiden und damit Absetzen von den Menschen durch Kleidung und Lebensweise und durchaus auch eine gewisse Arroganz breit.

Wo man nach dem Konzil versuchte, Strukturen einer gemeinsamen Entscheidung von Klerus und Laien zu schaffen, werden solche Strukturen heute wieder zurückgeschraubt. Die vom Konzil (1962–1965) gewollten »pastoralen Beratungsgremien« in den Diözesen (vgl. das Kapitel »Das Volk Gottes – vom Zweiten Vatikanischen Konzil«, Seite 39) sind bereits im neuen kirchlichen Gesetzbuch von 1983 nicht mehr enthalten. Im Bistum Regensburg wurde deshalb 2005 der Diözesanrat (Katholikenrat), der sich aus Vertretern der Dekanate und Pfarrgemeinden zusammensetzt, also von unten *gewählt* wurde, durch einen Pastoralrat ersetzt, bei dem der Bischof die Mitglieder von oben herab *beruft* (entsprechend Kanon 512, §1 des Kirchlichen Gesetzbuches). Während in den anderen Bistümern der/die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates ein Laie ist, wurde auch dies in Regensburg geändert – dort ist nun der Pfarrer Vorsitzender des Pfarrgemeinderates; Dekanatsräte, also die mittlere Ebene zwischen den Gemeinden und dem Bistum, wurden

abgeschafft. All dies sind kleine, aber bezeichnende Schritte eines Zurück zu den alten Strukturen einer Entscheidung von oben nach unten; die zaghaften Versuche, einen neuen Weg zu gehen, werden von den kirchlichen Autoritäten beschnitten. In Regensburg verlief jeder Protest dagegen im Sande, weil er beim Bischof Ludwig Müller, der heute Leiter der Glaubenskongregation im Vatikan ist, kein Gehör fand.

Schlimmer noch ist der Wechsel der Atmosphäre, der der Kirche in Deutschland (in anderen Ländern ist es ähnlich) zu schaffen macht und der ihr jede Reputation in der Öffentlichkeit nimmt: Die katholische Kirche genießt inzwischen in Umfragen weniger Vertrauen als die »alten« Sündenböcke Banken und Ölkonzerne. Dies geschieht vor allem aus zwei Gründen:

- Zum einen halten viele die Kirche für absolut welt- und menschenfern, eine Institution mit Strukturen und Botschaften aus dem Mittelalter, die heutigen Menschen in ihren pluralen Lebensformen ebenso wenig gerecht werden wie den Erkenntnissen der Aufklärung, der Naturwissenschaften, der Psychologie, der Soziologie und der Sexualwissenschaften. Deutlich wurde dies an der Jahreswende 2013/2014 besonders an der von Papst Franziskus in Auftrag gegebenen Umfrage zu Ehe und Familie und zum Sexualverhalten der Menschen. Der Spiegel (5/2014) gibt die zusammenfassenden Äußerungen der deutschen Bistümer zu dieser Umfrage u.a. mit folgenden Zitaten wieder: »Insgesamt wird die Lehre der Kirche als welt- und beziehungsfern angesehen« (Köln). »Für den Lebensbereich von Ehe und Familie hat die Kirche weitgehend ihre Deutungshoheit verloren« (Magdeburg). »Katholische Ideale und katholische Wirklichkeit klaffen auseinander« (Münster). »Immer mehr wenden sich von der Kirche ab« (Osnabrück) ...

Die Kirche ist durch solche und vergleichbare Punkte in den Augen vieler ein *Dinosaurier*, der zwar aufgrund des vielen Geldes durch die Kirchensteuer noch sichtbar ist, aber eigentlich in ein Museum veralteter Dinge gehört. Von der befreienden Kraft des Evangeliums, von der frohmachenden Botschaft Jesu (Annahme aller ohne Vorbedingung), von einem barmherzigen Gott, von Liebe als Kernforderung an den Menschen – von all dem wird nichts wahrgenommen, weil die Kirche die Botschaft christlichen Glaubens eher verdeckt, weil sie Forderungen aufstellt, Menschen ausschließt, Bedingungen für Teilnahme (etwa an der Mahlgemeinschaft der Eucharistie) fordert, unbarmherzig mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen umgeht (etwa in der Schwangerenberatung und mit Geschiedenen und Wiederverheirateten) ...

Dass es viele Engagierte in der Kirche gibt, Laien wie Priester und Diakone, die in den Gemeinden und anderen Aufgabenfeldern der Kirche mit herausragendem Einsatz für Menschen da sind, wird verdeckt durch das öffentliche Bild der Kirche, deren hohe Amtsträger mit ihren weltfremden und anmaßenden Äußerungen oft auf heftigen Widerstand stoßen. Auftritte wie die des ehemaligen Limburger Bischofs Tebartz-van Elst nicht nur mit dem protzigen Neubau seines Bischofssitzes (über dreißig Millionen Euro), sondern auch mit seinem autoritären Amtsverständnis und seiner Unbelehrbarkeit führen selbst bei den treuesten Katholiken zu Empörung und Protest. So gibt es nicht allein unter Nichtglaubenden, sondern auch unter Menschen, denen Jesus und seine Botschaft wichtig sind, viele, die sagen: *Rettet das Christentum vor der Kirche!*

- Zum anderen ist in den letzten dreißig Jahren (in den Pontifikaten der Päpste Johannes Paul II. und Benedikt XVI.)

ein Klima der Angst bei den in der Kirche hauptamtlich Tätigen eingekehrt. Von der Freiheit eines Christenmenschen (Luther) kann in den Strukturen der katholischen Kirche in Deutschland heute keine Rede sein. Denunziationen, Spitzeleien und daraus resultierend Zwangsmaßnahmen, Suspendierungen und ständiger Druck von oben lassen viele engagierte Priester wie Laien im Dienst der Kirche resignieren, sich in die innere Emigration zurückziehen oder gar ganz das Handtuch werfen und in den Ruhestand gehen. Kleine traditionalistische, ja fundamentalistische Gruppen treten lautstark auf und werden von manchem Bischof nur zu gern gefördert – große Gruppen engagierter Christen dagegen, die aus Sorge um die Kirche Veränderungen fordern, werden nicht ernst genommen oder ihnen wird Ungehorsam gegenüber der kirchlichen Obrigkeit und Unglauben vorgeworfen. Viele Kleriker, auch Priester in höheren Stellungen, haben deshalb jeden Widerstand gegen ungerechte Maßnahmen der Obrigkeit aufgegeben und gehen den Weg des geringsten Widerstandes durch »vorausseilenden Gehorsam«, nichts anderes als ein Kadavergehorsam, »ein blinder, willenloser Gehorsam unter völliger Aufgabe der eigenen Persönlichkeit« (Duden): Was könnte der Bischof meinen? Wie könnte er entscheiden? Ich kann doch nichts anderes sagen, machen, entscheiden als das, was der Bischof will ... Fazit dieser Wende in der Kirche ist, dass viele heute sagen: *Es hat doch alles keinen Sinn mehr.*

Diese beiden Punkte zusammen mit vielen anderen gefährden die Zukunft der Kirche in Deutschland in hohem Maß. Dies birgt die Gefahr in sich, dass die katholische Kirche zu einer der vielen Sekten wird, die man von außen mit einer gewissen Belustigung betrachtet, mit der man aber wegen ihrer Weltfremdheit nichts zu tun haben will. Die Ge-

fahr ist so real, dass die Kirchenkabarettistin Ulrike Böhmer ihr Programm nennt: »Die Letzte macht das Licht aus« – Kabarettisten nehmen das Leben oft sensibler wahr als andere Menschen, sie bringen die Dinge auf den Punkt. Das Schlimme ist dabei, dass die für die Kirche und ihre Zukunft, für die Gemeinden und die vielen Menschen darin Verantwortlichen den Ernst der Lage überhaupt nicht wahrzunehmen scheinen. Sie beschuldigen wahlweise den bösen Zeitgeist, den Relativismus unserer Zeit, die Gesellschaft, in der nichts verbindlich ist, den Egoismus und die Konsumorientierung der Einzelnen, den Verlust von Werten und anderes mehr, am Rückgang der Kirchlichkeit schuld zu sein. Auf die Idee, zuerst einmal in den Spiegel zu schauen, kommen sie nicht. Oder vielleicht doch, aber sie haben Angst, was sie darin sehen: Rückwärtsgewandtheit, krampfhaft ängstliches Festhalten an Hergebrachtem, Veränderungsunwilligkeit, Unbeweglichkeit, aber auch Streben nach Macht, Herrschaft und Dominanz, Manipulation und Kontrolle, das Empfinden, allein Recht zu haben und die eigene Meinung durchsetzen zu müssen. Dem entspricht das Herabsetzen anderer, deren Herr man ja innerhalb der kirchlichen Strukturen ist, ein Verständnis von Bischof und Priestern wie das eines Lehnsheeren, der seinen Leibeigenen beliebig befehlen darf ... Was ist geblieben, bitteschön, von der Freude des Evangeliums, von der Freiheit eines Paulus, vom Vertrauen eines Jesus ...?

Schlussfolgerung: Diese hierarchische, klerikale, selbstbezogene, auf Macht und Einfluss drängende Kirche, die Menschen unterdrückt statt befreit, die eine Drohbotschaft verkündet statt der Frohen Botschaft christlichen Glaubens, die ausschließt statt integriert, die fordert statt schenkt, die Angst statt Mut und Hoffnung macht – diese Kirche ist am Ende, personell und moralisch. Und das ist noch nicht ein-

mal eine schlechte Nachricht. Denn nur so eröffnen sich *Perspektiven für einen Neubeginn*.

Um diesen Neubeginn soll es in dieser streitbaren und durchaus zugespitzten Schrift gehen, um einen Aufbruch, einen Neuanfang und damit um die Hoffnung, dass das Leben und Sterben Jesu, dass seine Verkündigung eines guten und barmherzigen Vaters, dass die Botschaft des Evangeliums nicht umsonst waren, sondern in unserer Zeit, Kultur und Gesellschaft einen neuen Platz haben können. Dies machen wir bildhaft daran fest, dass das Volk Gottes, dass alle Getauften und Gefirmten nicht Schafe sind, die selbsternannten Hirten treu und doof zu folgen haben, sondern dass alle Christen einander zu guten Hirten werden sollen. Nicht Schafe, sondern Mutchristen – das braucht die Kirche, um die Botschaft des Glaubens weiterzutragen an die nachfolgenden Generationen auch in veränderten Zeiten und Kulturen. Also schauen wir uns das mit den Hirten näher an.

Der Herr ist mein Hirt

Von Hirten und Herden

»Weide meine Schafe« – so lautet im Nachtrag des Johannesevangeliums die Anrede Jesu an Simon Petrus (Joh 21,15–19). Der Wortschatz der Bibel ist voll von »Schafen, Hirten, Herde«. Es lohnt, sich das Umfeld dieser Bezeichnungen näher anzuschauen, bevor in weiteren Kapiteln Konsequenzen für die Kirche heute aufgezeigt werden können.

Die Zeit der Väter Israels (die legendenhaften Gestalten von Abraham, Isaak, Jakob und seinen zwölf Söhnen) war eine Hirtenkultur. Nomadisierende Aramäer ziehen mit ihren Schaf- und Ziegenherden durch die Gebiete des fruchtbaren Halbmonds (von Mesopotamien bis Israel) und weiter nach Süden in die Steppen des Sinai. Der Reichtum dieser Väter (das wird sowohl von Abraham wie auch von der literarisch-fiktiven Gestalt des Ijob ausgesagt) liegt in der Größe ihrer Herden. Schafe und Ziegen sind für das Überleben dieser Nomaden unerlässlich, sie liefern Milch und Fleisch, Wolle und Felle. Aber auch die großen Gestalten späterer Zeiten waren Hirten: Mose hütet die Schafe seines Schwiegervaters Jitro (Ex 3,1), David hütet die Schafe, als der Prophet Samuel kommt, um ihn zum König zu salben.